

Am Kartentisch

Autor(en): **Stich, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **89 (1963)**

Heft 5

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-502159>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sie machen einen Bieter. Zu dritt. Der Heiri spielt allein, der Ruedi und der Willi gemeinsam gegen ihn. Der Ruedi zögert, weiß offensichtlich nicht recht, was er ausspielen soll. Da sagt der Willi: «Am Chrüüzplatz obe sind dänn geschter zabig au wider zwei Auto inenand ie gfaare.»

Darauf der Heiri wütend: «Ich weiß nüüt devoo, aber wänn de Ruedi jetzt Chrüüz uusschpilt, dänn chläb ich em eini.»



Sepp Huber kommt am Sonntag mit Verspätung zum Mittagessen. Frau Huber schimpft, der Reis ist verkocht, das Fleisch ist hart geworden.

«Los», sagt Herr Huber, «jetzt schimpf doch nid eso, ich bi meini gschtrooft gnuet, wil i vorig bim Jasse zää Schtei verloore han ...»

«Geesch, das isch dSchtroof vom Himmel, wilt goosch go jasse am Sunntigmorge.»

«Jetzt mach aber en Punkt: däa, wo die zää Schtei gwune hätt, isch tänk au am Jasse gsii!»



Kaiser Franz Joseph spielte mitunter mit ganz einfachen Leuten Tarock, sofern ihm diese als brillante Kartenspieler empfohlen worden waren. Ein Schreinermeister und Erstklafstarockler vergaß sich im Spieleifer so weit, daß er mit der Faust auf den Tisch schlug, als der Kaiser schlecht ausspielte. «Zum Donnerwetter», schrie er, «wie kann einer bloß so saublöd spielen!»

Kaum war ihm der Satz entfahren, wurde ihm bewußt, was zu wem er eben gesagt hatte. Er wurde bleich, begann untertänigst Entschuldigungen zu stottern. Franz Joseph winkte ab: «Nun, spielen wir Tarock oder nicht? Sie haben ja ganz recht gehabt, ich seh's ein.»

«Alsdann», Majestät, atmete der Schreinermeister erleichtert auf, «dann zahlen Sie einen Doppelliter, und wir sind uns wieder gut.»



«Jetzt wägem Hochsigtaag», sagt der glückliche Bräutigam zu seinen zukünftigen Schwiegereltern, «das wägem Daatum überloon ich eu, blos, wett i säge, lieber nid amene Friitig.»

«Ja, Herbert, bisch dänn abergläubisch?»

«Nanei, aber das isch min Jaß-Oobig.»



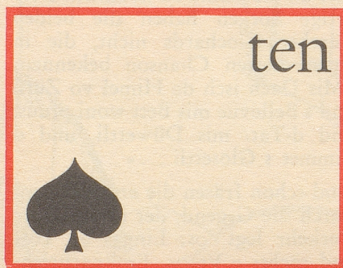
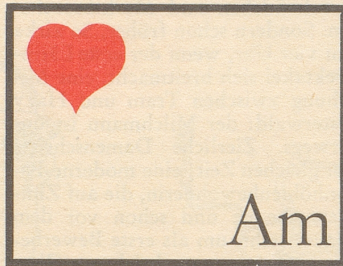
Der Stocker Kari ist ein leidenschaftlicher Jasser. Abend für Abend knallt er Karten auf den Tisch, und wenn er behauptet, jetzt komme das letzte Spiel, dann ist es noch lange nicht das letzte. Des Stockers Frau ist alles andere als begeistert,

und auf ihre Bitten hin nimmt der Ortspfarrer den Kari ins Gebet. Es sei doch jammerschade, die Familie wegen der unseligen Spilleidenschaft derart zu vernachlässigen, die Frau Abend für Abend allein-zulassen: «Därewäg Ziit vergüüde, Kari, mit däre Ziit chönnted Si doch öppis Bessers aafange.»

«Eigetli händ Si rächt, Härr Pfarrer, ich ha mer das au scho überleitet. Wäni tänke, was me nu bim Mischle für Ziit verlüürt.»



Da und dort brät man Spielern eine Extrawurst. In drei großen Park-



anlagen New Yorks zum Beispiel stehen gut zwei Dutzend granitene Schachtische – eine Stiftung des Finanzmannes und Schachspielers Bernard Baruch –, wo sich Spieler aller Schichten treffen. Die Schachfiguren bringen sie jeweils mit.

In Berliner Parkanlagen, ebenso auf der Schöneberger Hauptstraße, stellt man in der warmen Jahreszeit von Amtes wegen und aus öffentlichen Geldern Tische für Kartenspieler auf, und um die Skatspieler herum hängen im Sommer die Kiebitze wie Trauben.



Ob er einen Tarock mitmache, fragten die beiden Spielgerigen einen Gast im Kaffeehaus. Der winkte ab: «Ich habe meine guten Gründe gegen das Kartenspiel.»

«Was für Gründe?» fragten die beiden.

«Erstens habe ich kein Geld ...»
«Das genügt», sagten die beiden gleichzeitig, «die andern Gründe interessieren uns nicht mehr.»



Meier und Müller prozessierten miteinander, und jedermann im Dorf wunderte sich: erstens waren die beiden eng befreundet, zweitens war allen sonnenklar, daß der Meier im

Recht war, Müller aber im Unrecht. Und eines Abends sagte der Lehrer zum Müller: «Da soll sich einer auskennen. Ihr seid Freunde, der Meier ist im Recht, und du weißt das ganz genau ...»

«Natürlich weiß ich das», sagte der Müller, «und der Meier weiß es auch. Aber siehst du, der junge Hippenberger hat erst vor kurzem mit einem eigenen Advokaturbüro angefangen, das noch nicht recht floriert, und beim Skat verliert er immer gegen uns zwei, und da haben der Meier und ich gedacht: fangen wir ein kleines Prozeßchen



miteinander an, damit er an uns ein bißchen etwas verdienen kann!»



«Grauenhafte Trinkgeldschinder gibt's da unten» erzählt einer von seinen Ferien in einem Hotel Floridas. «Eines Abends wollten wir auf dem Hotelzimmer pokern und verlangten ein Kartenspiel. Ob Sie's glauben oder nicht: der Bursche kam zweiundfünfzigmal und brachte jedesmal eine Karte.»



Mit einem Jaß hat die Karriere eines erfolgreichen Schweizer Großrestaurateurs angefangen: Ernst Grob, als junger Mann Konditor und Zirkuskelner, ließ sich eines Tages – er war damals Vertreter eines Wochenblattes – beim traditionellen Jaß in einem Zürcher Altstadtlokal von einem Hausbesitzer überreden, eine Bäckerei auszuwasen, welche sich in des Hausbesitzers Grundstück befand. Gewann Grob, so brauchte er den Laden nicht zu übernehmen; verlor er ... nun schön: es würde schon klappen; der Partner und Hausbesitzer galt als schlechter Jasser.

Allerdings: diesmal gewann der Mann, der im Schnitt neun von

zehn Spielen verlor, gegen Grob, und damit begann die Karriere Grobs, dessen Zürcher Kunsthaus-Restaurant nur einer von seinen sechs Betrieben ist. In Ernst Grobs jüngstem Betrieb ist übrigens der Name des erfolgreichen Mannes verewigt: das Lokal heißt nämlich: Zum grobe Ernst.



Jeden Mittwochabend spielen sie Karten im Goldenen Ochsen. Und jeden Mittwochabend zieht ein Kiebitz ein Stühlchen zum Tisch und gibt pausenlos seinen Senf dazu, kommentiert jede Karte, jeden Stich, jede Partie. Und als er rasch hinausgeht, beschließen die vier Jasser, dem Kerl eins auszuwasen und nach seiner Rückkehr eine ganz blödsinnige, aus bloßem Schabernack zusammengesetzte Partie zu bieten und den Burschen mundtot zu machen. Das ging so:

Der erste kriegt drei Karten, der zweite neun, der dritte zwölf, der vierte eine. Der erste sagt: «Ich han Flabaut.» Der zweite sagt: «I däm Fall han ich Klabaut.» Der dritte sagt: «Dänn han ich en Kismack.» Der vierte: «Patiniert!» Und spielt aus. Die Herzdame. Der zweite sticht mit dem Schaufelachter. Der dritte gibt den Kreuzzehner, der vierte sticht mit dem Eckensechser und ruft: «De Kismack isch dusse, ir müend zale.» So, denken die vier. Jetzt ist der Kerl ausgepunktet. Aber weit gefehlt! Schreit doch der Mann: «Wie chönd Si dänn so schtumfsinnig mit em Chrüüzzäner ie, wänn de Kismack patiniert isch?»



Hans kommt jeweils spät heim vom Jassen, und er erzählt einem Partner, seine Frau werde jeweils böse, wenn er so spät erst angedampft komme. Also bei ihm sei das kein Problem, meint der Partner, denn: «Weisch, ich wette immer mit minere Frau um zwei Fränkli, daß ich am halbi eis diheime sig.»

«Und dänn?»
«Dänn mach i eifach immer, daß si dWett güntn.»



Der Lehrer entdeckt zwei Schüler, welche während des Unterrichtes die Köpfe zusammenstecken und unter der Schulbank irgendetwas hantieren. Er schleicht vorsichtig nach hinten, sieht, daß die zwei Bürschchen eifrig jassen, steht mit einem Schritt daneben und gibt dem einen Buben eine fünfzige Ohrfeige. Und sagt schneidend: «Du wirsch wüsse, werum daßt eini an Öpfel überchunnsch!»

«Jo, Herr Lehrer», sagt der Bub heulend, «tänk wil ich mit em Aß hett sele schtäche.» Peter Stich